

## **Praktische Theologie als theologische Theorie kirchlicher Praxis**

Michael Meyer-Blanck und ich versuchten unlängst mit etlichen Fachkollegen, die Geschichte der Praktischen Theologie anhand von Biographien zu rekonstruieren.<sup>1</sup> Dabei ergaben sich interessante Zusammenhänge vor allem hinsichtlich der kultur- und gesellschaftspolitischen (einschließlich wissenschaftlichen und kirchlichen) Verhältnisse. Manchmal ließ der Bezug auf die Einzelbiographie den Impetus der jeweiligen praktisch-theologischen Theoriebildung deutlicher hervortreten als die Lektüre der Schriften. Dies will ich hier für die eigene Person versuchen, indem ich auf dem Hintergrund einzelner biographischer Daten, die zumindest in meinem Erwachsenenalter unmittelbar mit meiner Arbeit als Praktischer Theologe verknüpft sind, mein Verständnis dieser jüngsten theologischen Disziplin sowie meine Beiträge hierzu darstelle.

### **1. Biographische Skizze**

Ich wurde am 30. August 1954 in Nürnberg als zweiter Sohn des Staatsanwaltes und späteren Münchener Oberkirchenrates Dr. jur. utr. Gerhard und der Hausfrau Irene Grethlein (geborene Kruczowski) geboren. Mein Elternhaus war durch ein traditionsgeleitetes evangelisches Christentum geprägt. Tisch- und Abendgebet sowie Besuch des Kindergottesdienstes waren selbstverständlich. Als Kind besuchte ich in Niederbayern einen katholischen Ordens-

---

<sup>1</sup> *Christian Grethlein/Michael Meyer-Blanck (Hgg.), Geschichte der Praktischen Theologie. Dargestellt anhand ihrer Klassiker, Leipzig 1999 bzw. 2000.*

kindergarten. Vielleicht wurde hier mein Sinn für liturgische Vollzüge geweckt. Danach war ich in Ansbach Schüler einer evangelischen Bekenntnisschule. Den Großteil der Gymnasialzeit absolvierte ich in München (1968–73) und erlebte hier die Ausläufer der sog. Studentenunruhen.

Mein Studienwunsch Evangelische Theologie war wesentlich durch einen überzeugenden Konfirmandenunterricht (mit anschließender Tätigkeit als Mitarbeiter im Kindergottesdienst sowie Jugendleiter) und einen jugendgemäßen Religionsunterricht motiviert. Ich studierte von 1973 bis 1978 in München, Göttingen, Erlangen und schließlich wieder München. Besonders beeindruckten mich als akademische Lehrer *Ulrich Luz* und *Otto Merk*, die mich je auf ihre Weise in die faszinierende Welt der historisch-kritischen Exegese des Neuen Testaments einweihten, *Trutz Rendtorff* mit seinem weiten liberalen Horizont und *Manfred Josuttis* mit der Öffnung zu den Erfahrungswissenschaften. Insgesamt machte mir das Studium – ergänzt vor allem durch philosophische Lehrveranstaltungen, nicht zuletzt an der Jesuiten-Hochschule für Philosophie in München – viel Freude und motivierte mich, 1978 als Vikar in den Dienst der Evangelisch-Lutherischen Kirche von Bayern zu treten. Besonderen Eindruck machte auf mich 1975 ein Industrie-Praktikum in der Firma Bosch, Bamberg (Herstellung von Zündkerzen). Mir wurden dort die Privilegien einer Intellektuellen-Existenz bewusst; daraus resultiert für mich bis heute die Verpflichtung zu konzentrierter, auf Menschen bezogener Arbeit. Unvergesslich ist mir der Abschiedssatz meines Vorarbeiters: „Vergiss uns nicht, wenn Du ein Großer (sc. ein Akademiker, C.G.) bist.“ Elitäre Konzepte für wenige besonders Fromme, Kluge oder Engagierte interessieren mich seitdem nicht mehr. Am Ende des Studiums heiratete ich Beate Hannig, damals Studentin der Sonderpädagogik. Seitdem begleiten mich bei Überlegungen zu Bildung und Erziehung immer auch sonderpädagogische Fragen.

Das Vikariat führte mich in eine Münchener Trabantensiedlung (Apostel-Kirche, München-Solln). Ich erlebte dort eine in extremem Maß auf den Pfarrer (und dessen Freunde) zugeschnittene Gemeindegarbeit. Vielleicht ist mir deshalb – im Gegensatz – die Entdeckung der Charismen einzelner Menschen so wichtig.<sup>2</sup> Auf

<sup>2</sup> Ein an entlegener Stelle publizierter Versuch ist: *Christian Grethlein, Charisma und Gottesdienst*, in: *Quatember* 55, 1991, 19–25.

Grund von Spannungen mit meinem Mentor wich ich im zweiten Vikariatsjahr weitgehend in die Krankenhausseelsorge aus. Unter der Supervision von Waldemar Pisarski betreute ich selbständig eine gefäßchirurgische Station im Klinikum Großhadern. Nachdrücklich erlebte ich die Bemühungen und Grenzen hochspezialisierter Medizin. Das hier erfahrene Leiden von Menschen an der Grenze zum Tod ließ mich Gewicht und Wert der Auferstehungsbotschaft erfahren.

Nach dem Vikariat wurde ich im Sommer 1980 ordiniert. Eine mehrmonatige Amtsaushilfe als Theologischer Mitarbeiter am Confessio-Augustana-Büro zur Vorbereitung des 450. Jahrestags der Übergabe des Augsburger Bekenntnisses bot mir die Möglichkeit zu vielfältigen ökumenischen Kontakten.

Nicht zuletzt aus familiären Gründen – wir hatten inzwischen zwei Kinder – wählte ich den Weg als Schulpfarrer ans Goethe-Gymnasium in Regensburg (1980–84). Angebote auf Assistentenstellen schlug ich schweren Herzens aus, weil mir die soziale Absicherung unserer Familie wichtig war.<sup>3</sup> Dazu kam auch der Wunsch, ein guter Gemeindepfarrer zu werden. Bei meinem älteren Bruder, der Medizin studiert hatte und sich in der Facharztausbildung befand, sah ich die Bedeutung einer gewissen Spezialisierung, auch für Generalisten. Mein ursprünglicher Wunsch war, nach einigen Jahren als Schulpfarrer mit der mir dann erworbenen religionsdidaktischen Kompetenz ins Gemeindepfarramt zu gehen.<sup>4</sup> Zur Klärung meiner eigenen Berufsbiographie begann ich bei Prof. Dr. Wilhelm Sturm, Regensburg, mit einer Dissertation zum Thema „Religionsunterricht an Gymnasien – eine Chance für volkscirchliche Pfarrer“ (abgeschlossen 1982; publiziert: Frankfurt 1984). Dabei versuchte ich empirisch mittels eines Fragebogens die Einstellung meiner Berufsgruppe, also der hauptamtlich an

<sup>3</sup> Ich hatte bereits eine Dissertation zum Thema „Adolf v. Harnack und das Alte Testament“ begonnen, brach dieses Projekt aber ab.

<sup>4</sup> In meiner bayrischen Heimatkirche gehört die Erteilung von schulischem Religionsunterricht zu den Dienstpflichten eines Gemeindepfarrers, eine m.E. sehr sinnvolle Einrichtung, weil sie guten Kontakt zu jungen Menschen ermöglicht und zugleich einen Rückzug des Pfarrers auf die sog. Kerngemeinde erschwert. Allerdings erfordert sie eine gute religionsdidaktische Ausbildung – hier wollte ich mir eine Grundlage durch vorübergehende Spezialisierung verschaffen.

bayrischen Gymnasien arbeitenden evangelischen Pfarrer<sup>5</sup>, zu ihrem Fach zu erheben. Die Auswertung durch den Computer, 1981 keine Selbstverständlichkeit, war spannend und korrigierte manches meiner Vorurteile. Seitdem ist für mich möglichst genaue empirische Kenntnis des jeweiligen Handlungsfeldes unverzichtbare Voraussetzung für praktisch-theologische Arbeit. Auch resultiert aus dieser Zeit meine Hochschätzung quantitativer Sozialforschung, die m.E. allein den sinnvollen Rahmen für qualitative Forschung gibt.

Durch die Geburt unserer Kinder wurde ich unmittelbar mit der Frage nach der Kindertaufe konfrontiert. Mich selbst ließ dieses Thema nicht mehr los. Daraus entstand meine Habilitationsschrift zur „Taufpraxis heute“ (Abschluss 1985; publiziert Gütersloh 1988). Ich hatte damit auf eigene Faust begonnen, anfangs beraten von Christoph Bäumler, merkte aber schnell, dass neben dem Schulpfarramt und der mit meiner im Referendariat befindlichen Frau geteilten Betreuung der Kinder eine Fertigstellung schwer möglich war. In dieser Situation vermittelte mir Manfred Seitz in Erlangen auf Anfrage eine Assistentenstelle bei seinem Lehrstuhlnachbarn *Günter R. Schmidt*. Für meine wissenschaftliche Entwicklung war dies ein Glücksfall. In Schmidt hatte ich einen theologisch und pädagogisch hochgebildeten und zugleich sich seiner kirchlichen Verantwortung bewussten Chef, der mich von Anfang an als gleichberechtigten Kollegen behandelte. Die abendlichen Besprechungen nach dem gemeinsamen Hauptseminar prägten mich stark. Vor allem der enge sachliche Zusammenhang von Religionspädagogik und Liturgik, der heute meine Arbeit bestimmt, wurde mir hier deutlich. Das gute Gesprächsklima und die uneigennützig arbeitsmäßige Entlastung durch Schmidt ermöglichten mir einen zügigen Abschluss des Habilitationsprojekts. Zugleich bot mir Schmidt das Musterbeispiel eines an der Förderung wissenschaftlichen Nachwuchses, nicht der Stabilisierung von Hierarchien interessierten Professors.

Angesichts von Auseinandersetzungen in der damals wesentlich durch Friedrich Mildenberger dominierten, wenig für reali-

---

<sup>5</sup> Hier und im Folgenden umfassen maskuline Berufsbezeichnungen entsprechend deutscher Sprachtradition auch die entsprechend tätigen Frauen.

tätsbezogene praktisch-theologische Arbeit offenen Erlanger Fakultät um meine Habilitation war ich froh, dass mich schon kurz nach Abschluss des Verfahrens (1986) – wesentlich auf Betreiben von Peter C. Bloth – ein Ruf auf die neu geschaffene Dozentur für Praktische Theologie an der Kirchlichen Hochschule Berlin (1988–1992) erreichte.<sup>6</sup> Hier erlebte ich noch das alte Westberlin und dann den gewaltigen Umbruch im Zuge der deutschen Vereinigung. In dieser Zeit begann ich mich, angestoßen durch die gegenüber Bayern andere kirchliche Situation, verstärkt mit kirchen- und religionssoziologischen Fragen zu beschäftigen. Durch meine Kinder erlebte ich die Problematik eines rein kirchlich verantworteten Religionsunterrichts („Berliner Modell“).<sup>7</sup> Zugleich eröffnete mir Oberkirchenrat Horst Reller von der VELKD die Möglichkeit, mit einer Arbeitsgruppe des Gemeindegeldes in Celle die theoretischen Überlegungen meiner Habilitationsschrift zu präzisieren und für die Praxis aufzubereiten.<sup>8</sup> Eine Horizonterweiterung war für mich die Tätigkeit meiner Frau, die von der Evangelischen Kirche zum Aufbau von Integrationsklassen angestellt wurde.<sup>9</sup> Die dabei notwendigen Kooperationen zwischen Lehrerinnen sowie die durch die Integration behinderter Kinder in Regelklassen ermöglichten Lernprozesse implizieren weitreichende Anfragen an die traditionellen Schulen und noch kaum wahrgenommene Chancen für gemeindepädagogische Arbeit.

Im Zuge der Vereinigung fusionierten die verschiedenen theologischen Ausbildungsstätten in Berlin. Dadurch wurde auch meine auf sechs Jahre befristete Dozentenstelle überflüssig. Als ich mich bereits mit Überlegungen zu einer Rückkehr in ein bayrisches Pfarramt trug, erhielt ich 1991 einen Ruf auf die Gründungs-

<sup>6</sup> Meine Antrittsvorlesung war *Christian Grethlein*, Schulleben und Religionsunterricht. Vorwiegend allgemein-religionspädagogische Überlegungen zu einem schulpädagogischen Thema, in: BThZ 6, 1989, 193–206.

<sup>7</sup> *Christian Grethlein*, Das ‚Berliner Modell‘ – eine Rekonstruktion seines Ursprungs in religionspädagogischem Interesse, in: *Gerhard Besier/Christof Gestrich* (Hgg.), 450 Jahre Evangelische Theologie in Berlin, Göttingen 1989, 483–509.

<sup>8</sup> *Reiner Blank/Christian Grethlein* (Hgg.), Einladung zur Taufe – Einladung zum Leben, Bd. 1 und 2, Stuttgart 1993 und 1995.

<sup>9</sup> Eine schöne Frucht dieser Arbeit ist *Kristin Ahrens/Beate Hannig-Grethlein*, 49 Schritte zur Schule. Eine Mutter und eine Lehrerin berichten über die schulische Integration eines behinderten Kindes, Berlin 1993.

professur für Religionspädagogik an die Theologische Fakultät in Halle/Saale.<sup>10</sup>

Hier begann eine spannungsvolle Zeit. Meine Hauptaufgabe war der Aufbau von Lehramtsstudiengängen. Dazu musste aber erst Religionsunterricht an den Schulen eingeführt werden. Leider wehrten sich dagegen die meisten Pfarrer und Katechetinnen des Kirchenkreises, allen voran ihr Superintendent, vehement. Es war für mich bedrückend zu sehen, wie kirchliche Funktionsträger aus Ost-West-Ressentiments, aber auch aus Eigennutz (Bewahrung der Christenlehre mit ihren kleinen Gruppen) die Bedürfnisse und Interessen junger Menschen aus dem Blick verloren hatten.<sup>11</sup> In dieser Situation wurde mir die Bedeutung des Zusammenhangs von Kirche und Theologie mit allgemeiner Kultur und Bildung nachdrücklich bewusst.

Deshalb freute ich mich 1996 über einen Ruf auf eine Professur für Praktische Theologie (mit Schwerpunkt Religionspädagogik) an die Evangelisch-Theologische Fakultät in Münster.<sup>12</sup> Hier eröffnen mir – bis heute – die Kooperation mit der Katholisch-Theologischen Fakultät, besonders ihrem Liturgiewissenschaftler *Klemens Richter*, und die Begegnung mit dem Direktor des Comenius-Instituts, *Christoph Scheilke*, der mir die Bedeutung interreligiöser Bildung und der Kirchlichen Schulen nahe bringt, neue Horizonte.

## 2. Verständnis Praktischer Theologie und darin implizierter Grundentscheidungen

Praktische Theologie verstehe ich als die *theologische Theorie kirchlicher Praxis*. Dabei impliziert jeder dieser Begriffe weitreichende Entscheidungen:

---

<sup>10</sup> Meine Antrittsvorlesung war *Christian Grethlein*, Lernort Gemeinde – Lernort Schule. Einige religionspädagogische Überlegungen zu ihrem Verhältnis, in: ThLZ 118, 1993, 571–586.

<sup>11</sup> Ein fachliches Resümee dieser Erfahrungen versuchte ich zu ziehen in: *Christian Grethlein*, Pädagogische Arbeit der Kirche in den neuen Bundesländern. Eine Zwischenbilanz, in: PTh 34, 1999, 284–300.

<sup>12</sup> Meine Antrittsvorlesung war *Christian Grethlein*, Religionspädagogik vor alten und neuen Herausforderungen, in: ZThK 96, 1999, 136–160.

a) *Theologische Theorie*

Grundsätzlich ist Praktische Theologie eine *theologische* Theoriebildung. Was auf den ersten Blick selbstverständlich erscheinen muss, ist tatsächlich heute umstritten. Neuere Bestimmungen der Praktischen Theologie als einer Kulturwissenschaft oder einer religionswissenschaftlichen Disziplin markieren zwar wichtige Anliegen, sind aber gefährdet, den theologischen Charakter preiszugeben.<sup>13</sup> Demgegenüber erscheint mir Theologie durch ihr erkenntnisleitendes Interesse der Förderung der Kommunikation des Evangeliums geprägt.<sup>14</sup> Es ist also grundlegendes Ziel theologischer und somit auch praktisch-theologischer Theoriebildung, einen Beitrag zur Entstehung und Bewahrung christlichen Glaubens zu leisten. Dabei unterliegt sie dem Vorbehalt, dass allein Gott Glauben schaffen kann. Doch geschieht dies unter Bedingungen menschlichen Lebens, die in ihrer geschichtlichen und empirischen Dimension wissenschaftlicher Forschung zugänglich sind.

Ihr spezifisches Arbeitsgebiet hat Praktische Theologie in der Erhebung der gegenwärtigen gesellschaftlichen und psychologischen Rahmenbedingungen kirchlichen Handelns. Dazu stellt sich zuerst die heuristische Aufgabe, möglichst umfassend Phänomene wahrzunehmen, die für die Kommunikation des Evangeliums von Bedeutung sein können. Bei diesem Arbeitsschritt kommt der wissenssoziologischen, religionspsychologischen und pädagogischen Forschung große Bedeutung zu. Allerdings kann es nicht um eine bloße Reproduktion von deren Ergebnissen gehen. Vielmehr gilt es, diese angesichts des genannten Grundinteresses von Theologie auszuwerten, wozu nicht nur Rezeption, sondern umgekehrt auch kritische Rückfragen gehören.<sup>15</sup> Dazu ist auch schon in heuristi-

<sup>13</sup> S. hierzu näher meine kritische Auseinandersetzung mit zwei aktuellen Publikationen: Christian Grethlein, *Praktische Theologie – eine Standortbestimmung*, in: ThLZ 125, 2000, 127–142.

<sup>14</sup> Vgl. zur Interpretation dieser von Ernst Lange in die Homiletik eingeführten Formel Reiner Preul, *Kommunikation des Evangeliums unter den Bedingungen der Massengesellschaft*, in: ders./Reinhard Schmidt-Rost (Hgg.), *Kirche und Medien*, Gütersloh 2000, vor allem 9–39, der allerdings nicht zur m.E. heute entscheidenden inhaltlichen Dimension vorstößt.

<sup>15</sup> Ein Versuch in dieser Richtung ist z.B. mein im Dialog mit dem Pädagogen Ludwig Duncker entstandener Beitrag: Christian Grethlein, *Vom Sinn des Lernens und dem Lernen von Sinn. Religionspädagogische Hin-*

schem Zusammenhang eine inhaltliche nähere Bestimmung von „Evangelium“ unerlässlich; allerdings darf diese nicht zu einer vorschnellen Reduktion der Wirklichkeitswahrnehmung führen. Sachlich besteht die Notwendigkeit für Praktische Theologen zur Kooperation mit Vertretern der anderen theologischen Disziplinen.<sup>16</sup>

Inhaltlich ist für mein Verständnis der Glaube an die Auferweckung Jesu Christi und die daraus resultierende Hoffnung, dass Gott seine Beziehung zu den mit ihm verbundenen Menschen nicht durch den biologischen Tod beenden lässt, sondern sie in neuer, nicht mehr durch verfehlte Lebenspraxis gebrochener Form ausgestaltet, grundlegend. Dieser Glaube, in dem es wesentlich um die heilvolle Beziehung Gottes zum Menschen geht, hat sich sprachlich und konzeptionell auch in anderer Gestalt ausgedrückt, etwa in Form der Rechtfertigungslehre. Meine gegenwärtige Option für die Betonung der Auferstehungsbotschaft resultiert – neben im biographischen Abriss angedeuteten Erfahrungen in der Seelsorge – aus der wissenssoziologisch im Konzept der Erlebnisgesellschaft und psychologisch in Narzissmustheorien begründeten, sich historisch aus Entwicklungen im Zeitverständnis ergebenden Einschätzung, dass die Verdrängung der Endlichkeit eine wichtige, zu problematischen Konsequenzen führende Antriebsfeder vieler gesellschaftlicher Entwicklungen ist. Die Irrationalität vieler Beschleunigungsversuche, wie sie vielleicht im Individualverkehr am deutlichsten zu Tage tritt, aber auch die allgemeine Klage über Zeitnot trotz wachsender von Erwerbstätigkeit freier Arbeit, sowie die sich immer schneller drehende Spirale möglichst intensiver Erlebnisse scheinen mir hierdurch am plausibelsten erklärt und zugleich die gesellschaftliche und individuelle Bedeutung des Evangeliums für die Gegenwart markiert.

---

weise zu einem schulpädagogischen Problem, in: *Ludwig Duncker, Helmut Hanisch* (Hgg.), *Sinnverlust und Sinnorientierung in der Erziehung*, Bad Heilbrunn 2000, 197–221.

<sup>16</sup> Von daher ist mir die Mitarbeit in den Herausgeberkollegien der *Theologischen Literaturzeitung* (seit 1992), der *Zeitschrift für Theologie und Kirche* (seit 1997) und meine Tätigkeit als Fachberater für die 4. Auflage der *RGG* (seit 1998) sehr wichtig. Sie bieten mir gute Gelegenheit – über die an einer Theologischen Fakultät üblichen Kontakte hinaus –, die Entwicklung in den anderen theologischen Disziplinen zu verfolgen.

Ein solches theologisches Verständnis von Praktischer Theologie hat auch für die konkrete praktisch-theologische Arbeit unmittelbare Auswirkungen. So ist damit z.B. auf dem Feld der Religionspädagogik eine Begrenzung und zugleich Ausweitung gegenüber heute aktuell erscheinenden Entwürfen zu einem „Religionsunterricht für alle“ o.ä. gegeben. Entsprechend der den Personkern betreffenden Auferstehungsbotschaft scheint mir eine Bemühung um Unterrichtsformen jenseits eines wesentlich christlich, und d.h. konkret durch die Kirchen geprägten Religionsunterrichts nicht Thema der Praktischen Theologie bzw. ihrer Unterdisziplin Religionspädagogik zu sein, so wichtig dies für die Pädagogik sein mag. Umgekehrt halte ich die in der Religionspädagogik häufig anzutreffende Reduktion der Theoriebildung auf schulischen Religionsunterricht – nicht nur aus sozialisationstheoretischen Gründen – für unzureichend. Andere Lernorte, vorzüglich Familie und neuerdings Massenmedien, aber auch Gemeinde verdienen mindestens ebenso große Aufmerksamkeit.<sup>17</sup>

Bei diesen Überlegungen habe ich immer vorausgesetzt, dass Praktische Theologie eine Theorie, keine Praxis ist. Dies ist, soweit ich sehen kann, innerhalb des Fachs allgemeiner Konsens, allerdings wohl noch nicht bei allen Kollegen der anderen theologischen Disziplinen. Die von ihnen z.T. erwartete „Umsetzung“ von exegetisch oder systematisch-theologisch Vorgegebenem oder gar die Erwartung von direkten Verhaltensdirektiven im theologischen Beruf unterschätzen zum einen die Komplexität, vor allem Ungleichzeitigkeit heutiger gesellschaftlicher Rahmenbedingungen und abstrahieren zum anderen in hermeneutisch unzulässiger Weise von der damit zusammenhängenden Situationsgebundenheit theologischer Erkenntnis. Es kann angesichts dessen in der Praktischen Theologie als Theorie „nur“ darum gehen, theoretische Grundlagen für eine Praxis zu entwickeln, die in konkreten, regional teilweise sehr unterschiedlichen Situationen zu möglichst umfassender Wahrnehmung und präzisiertem Urteil befähigt. Für eine solche Theorie bedarf es jedoch einer genauen Bestimmung des Praxisfeldes, auf die sie sich bezieht.

---

<sup>17</sup> Einen Versuch, dieses Verständnis von Praktischer Theologie für die Religionspädagogik umfassend auszuarbeiten, stellt mein Lehrbuch „Religionspädagogik“ (Berlin 1998) dar.

### b) *Kirchliche Praxis*

Die Bedeutung der eben skizzierten, inhaltlichen Bestimmung von Evangelium tritt dann weiter hervor, wenn das Gegenstandsfeld ihrer Theoriebildung, die kirchliche Praxis, thematisiert wird. Die heute z.T. feststellbare Ausweitung des praktisch-theologischen Arbeitsfeldes auf „Religion“ resultiert zwar aus der wichtigen Einsicht, dass eine nur auf Vollzüge der institutionell verfassten Kirchen reduzierte Theoriebildung wichtige Formen christlichen Glaubens und damit ihren Bezug zu neuen gesellschaftlichen (und wohl auch psychologischen) Entwicklungen aus dem Blick zu verlieren droht. Doch besteht umgekehrt, wenn die heuristische Funktion solcher Fragen nach allgemeiner Religionspraxis vergessen und sie unter der Hand zu dem bestimmenden Thema Praktischer Theologie wird, wissenschaftstheoretisch die Gefahr, den Gegenstandsbereich so auszudehnen, dass seine Bearbeitung – mit den vorhandenen Kräften – unmöglich wird. Deshalb ist der Bezug auf „kirchliche Praxis“ aus wissenschaftlicher Hinsicht m.E. unverzichtbar. *Karl-Fritz Daiber* hat als Konsequenz hieraus in wünschenswerter Klarheit, leider wenig beachtet formuliert: „Gegenstand Praktischer Theologie ist die Praxis von Gemeinden und Kirchen im jeweiligen Zusammenhang gesellschaftlicher Praxis. Im Rahmen dieses Gegenstandsfeldes beschäftigt sich die Praktische Theologie schwerpunktmäßig mit der Praxis kirchlicher und theologischer Berufe.“<sup>18</sup> Allerdings bedarf die letzte Bestimmung des Hinweises, dass bei „kirchlichen und theologischen Berufen“ „Beruf“ nicht zuletzt sog. ehrenamtliche Tätigkeit umfasst. Die auch damit noch gegebene Grenzziehung ist angesichts des theologischen Verständnisses jedes Berufs, wie sie vor allem Luther initiierte, nicht unproblematisch. Umgekehrt erlaubt erst sie eine ausreichende Gebietsbestimmung der Praktischen Theologie gegenüber der Ethik und markiert zugleich einen theologisch genauer zu klärenden Bereich enger Berührung beider Disziplinen.

Schließlich bedarf noch der Begriff „Kirche“ einer näheren Betrachtung. Hier liegt vielleicht der größte blinde Fleck gegenwärtiger evangelischer Praktischer Theologie und – umfassender auf die ganze Theologie hin gesehen – ein gravierendes wissenschafts-

<sup>18</sup> *Karl-Fritz Daiber*, Grundriß der Praktischen Theologie als Handlungswissenschaft, München 1977, 142.

theoretisches Problem, das langfristig nach meiner Einschätzung den Platz der Theologie an der Universität gefährden könnte. Fast durchgehend wird „Kirche“ in Arbeiten evangelischer Praktischer Theologen mit den evangelischen Landeskirchen gleichgesetzt, häufig noch einmal auf die der alten Bundesländer reduziert. Dabei gerät, abgesehen von der Pluralität der Organisation christlichen Glaubens auch in Deutschland, vor allem die katholische Kirche aus dem Blick und damit, nicht zuletzt im Bewusstsein vieler Menschen, ein wichtiger, das Verständnis evangelischer Kirche zumindest mittelbar betreffender Faktor. Diese Fehlstelle fällt besonders auf, wenn vollmundig „Religionspraxis“ o.ä. zum Gegenstand Praktischer Theologie erklärt, ja versucht wird, diese als religionswissenschaftliche Disziplin zu etablieren.<sup>19</sup> Bei näherem Hinsehen der empirischen Basis solcher Konzepte fällt fast immer deren stillschweigende Reduktion auf Evangelische (z.T. auch noch aus der evangelischen Kirche Ausgetretene) auf. Demgegenüber erscheint mir eine enge Kooperation zwischen Evangelischer und Katholischer Theologie unerlässlich. Denn die durch gesellschaftliche Entwicklungen und damit verbundene psychologische Konsequenzen gegebenen Probleme betreffen gleichermaßen Evangelische und Katholische Theologie. Mit der zunehmenden Auflösung konfessioneller Milieus verlieren auch die lebens- und lehrmäßigen Differenzen in der Auseinandersetzung hiermit gegenüber den gemeinsamen Wurzeln an Gewicht. Weiterführend – im Interesse der Förderung der Kommunikation des Evangeliums – erscheint mir in dieser Situation eine engere Kooperation, die etwa durch gemeinsame Institute, in denen evangelische und katholische Theologen auf jeweils konfessionell bestimmten Lehrstühlen arbeiteten, begünstigt würde.

Grundsätzlich kann dabei nach meiner Erfahrung in der Zusammenarbeit mit katholischen Theologen die in ihrem Horizont meist auf den deutschsprachigen Sprachraum beschränkte evangelische Praktische Theologie internationale Perspektiven gewinnen. Konkret wird sie z.B. auf dem Gebiet der Liturgik hinsichtlich der historischen Zusammenhänge und damit der Inkulturation

---

<sup>19</sup> Der dabei nicht selten bemühte Bezug auf Friedrich Niebergall übersieht, dass „Religionswissenschaft“ für diesen selbstverständlich auf die christliche Religion bezogen war.

lernen können, einem angesichts der milieuspezifischen Differenzierung heutiger Gesellschaft wichtigen Aufgabenfeld. Umgekehrt kann es hier der Beitrag evangelischer Praktischer Theologen sein, die z.T. in der katholischen Liturgiewissenschaft anzutreffende Konzentration auf kirchliche Riten im Sinne eines weiten Gottesdienstverständnisses von Röm 12,1 zu öffnen und die Liturgik damit deutlicher in ihrem Zusammenhang mit den anderen praktisch-theologischen Disziplinen in den Blick zu bekommen.

### **3. Schwerpunkte in Lehre und Forschung**

Auch das hier skizzierte, durch den Bezug auf kirchliche Praxis und dabei wiederum kirchliche und theologische Berufe konzentrierte Verständnis von Praktischer Theologie ist für einen Einzelnen nicht mehr umfassend zu bearbeiten. Das auf Einzelleistungen zentrierte Qualifikationswesen für eine akademische Laufbahn ist ein Hindernis auf dem Weg zu einer den zu bearbeitenden Problemstellungen adäquaten Forschungspraxis, die Arbeit in Teams voraussetzt. Entscheidende Impulse für meine Arbeit erhielt ich wiederholt durch Kooperationen mit Kollegen, ohne dass es mir bisher gelungen wäre, die an Theologischen Fakultäten nach wie vor übliche Vereinzlung dauerhaft zu durchbrechen.

Für mich sind im Zusammenhang mit dem Anliegen der Förderung der Kommunikation des Evangeliums besonders Religionspädagogik und Liturgik, daneben auch die Theorie des Gemeindeaufbaus die vornehmlichen Felder der Forschung und Lehre. Dabei ist mir mein Defizit besonders bezüglich der diakoniewissenschaftlichen und poimenischen Forschung schmerzlich bewusst. Doch erforderte eine sinnvolle Arbeit im Bereich der – nach wie vor sträflich vernachlässigten – Diakonie u.a. zeitintensive Beziehungen zu entsprechenden Institutionen, ein Engagement in der Poimenik setzte eine mir so nicht leistbare Beschäftigung mit den Psycho-Wissenschaften voraus. Leider ist mir beides – zur Zeit? – nicht möglich.

### a) *Praktisch-theologische Lernorte*

Der Religionspädagogik als der theologischen Theorie<sup>20</sup> kirchlicher und damit auch christlicher und religiöser Bildung, Sozialisation und Erziehung kommt in einer Gesellschaft zurückgehender Traditionsleitung wachsende Bedeutung zu. Dabei erscheint die mangelhafte Vernetzung der einzelnen Orte und Bemühungen, an denen Menschen dem Evangelium begegnen (können), ein wichtiges konzeptionell zu bearbeitendes Defizit. Ich bemühe mich in diesem Kontext neben Vorschlägen zur Kooperation zwischen einzelnen Praxisfeldern<sup>21</sup> auch um Hinweise auf häufig in der Praktischen Theologie vergessene Institutionen kirchlicher Praxis.<sup>22</sup> Schon in der Ausbildung von Theologiestudierenden könnten hier Weichen gestellt werden, indem z.B. auf das Lehramt Studierende auch Grundkenntnisse über die Lernorte Familie und Gemeinde erwerben und diese so bei ihren eigenen Bemühungen um einen guten Religionsunterricht im Blick haben; umgekehrt ist es für sich auf das Pfarramt Vorbereitende im Interesse einer alltagsbezogenen Gemeindegarbeit unerlässlich, auch die Schule und den Religionsunterricht in ihren Chancen und Grenzen wissenschaftlich zu analysieren und auf Veränderungen innerhalb familiärer Sozialisation und Erziehung aufmerksam zu werden.

Bei der religionspädagogischen Reflexion stellt sich unter pluralen Bedingungen zunehmend die Frage nach der Gestaltung des Inhalts von Bildung, Sozialisation und Erziehung. Diese wiederum ist traditionell Thema der Liturgik, die sich letztlich der Tatsache verdankt, dass der Gottesdienst sich als besonders adäquate Form

<sup>20</sup> Davon zu unterscheiden ist Religionspädagogik als pädagogische Theorie (s. hierzu *G.R. Schmidt*, Religionspädagogik zwischen Theologie und Pädagogik, in: *ThPr* 22, 1987, 21–33).

<sup>21</sup> Besonders deutlich wurde mir diese Aufgabe bei meiner Mitarbeit in der von Hans-Bernhard Kaufmann geleiteten Arbeitsgruppe des Comenius-Instituts, Münster, zur „Nachbarschaft von Schule und Gemeinde“; vgl. meine Überlegungen: *Christian Grethlein*, Nachbarschaft von Schule und Gemeinde – bisher erzielter Stand und Erfordernisse für die Zukunft, in: *RPI Loccum* (Hg.), *Gemeinde und Schule – Modelle gelungener Nachbarschaft*, Loccum 1991, 6–16.

<sup>22</sup> Besonders liegt mir hier der in seiner sozialisatorischen Bedeutung kaum überschätzbare Kindergottesdienst am Herzen; vgl. hierzu *Christian Grethlein*, Kindergottesdienst heute, in: *PTh* 77, 1988, 346–357; *ders.*, Leben mit Kindern im Gottesdienst, in: *PTh* 83, 1994, 509–518.

der Darstellung der Kommunikation zwischen Gott und den Menschen herausgebildet hat. Hier bahnen sich auf Grund der durch die elektronischen Massenmedien initiierten Veränderungen in der Wirklichkeitswahrnehmung und den Kommunikationsstrukturen sowie des Wandels in den Zeitstrukturen im Leben vieler Menschen einschneidende Veränderungen an, die eingehenderer praktisch-theologischer Reflexion bedürfen.<sup>23</sup>

Auch dem Theologiestudium stehen in dieser Hinsicht als Konsequenz aus veränderter liturgischer Praxis tiefgreifende Reformen bevor. Während früher eine einigermaßen regelmäßige Teilnahme am Sonntagsgottesdienst bei Theologiestudierenden vorausgesetzt wurde, gilt es heute nicht selten, auf die Bedeutung von Gottesdienst aufmerksam zu machen und zu ersten Schritten liturgischer Praxis, auch als Gottesdienstteilnehmer, zu motivieren. Die herkömmliche Konzentration auf kognitive Lernprozesse im akademischen Lehrbetrieb steht jedoch solchen, für praktisch-theologische Arbeit unverzichtbaren Lernprozessen entgegen. Es verwundert mich, wie wenig Interesse die Kirchen in dieser Hinsicht an der theologischen Ausbildung zeigen, deren Verlauf sie ja durch die kirchlichen Prüfungsordnungen nicht wenig bestimmen können. Ist es wirklich sinnvoll, Menschen in den kirchlichen Vorbereitungsdienst aufzunehmen, ohne dass eine erste praktische und theologische Beschäftigung mit dem Gottesdienst nachgewiesen ist? Und: Kann wirklich angemessen „Religion“ an der Schule – im von Artikel 7,3 des Grundgesetzes gegebenen Rahmen – unterrichtet werden, ohne dass die Lehrperson in ihrer Ausbildung auf die Bedeutung von Gottesdienst für christliches Leben aufmerksam wurde?

Gottesdienst ist wiederum – wie schon die biblische Kultkritik zeigt – nicht auf ein rituelles Geschehen reduzierbar, sondern untrennbar mit Gemeinde und ihrer Organisation und Praxis verbunden. Deshalb gilt meine Aufmerksamkeit auch Entwicklungen im sog. Gemeindeaufbau. Dabei kommt in der gegenwärtigen Situation der Neubestimmung der Pfarrerrolle große Bedeutung zu.<sup>24</sup>

<sup>23</sup> Diesen Fragen gehe ich in meinem letzten Buch „Grundfragen der Liturgik“ (Gütersloh 2001) nach.

<sup>24</sup> Vgl. hierzu meinen Versuch, divergierende Positionen in ihrem positiven Sachgehalt zu rekonstruieren und zu verbinden: *Christian Grethlein*,

Insgesamt ist für mich der innere Zusammenhang für die Konzentration auf diese – in traditioneller Sicht ja nicht eng miteinander verbundenen – praktisch-theologischen Disziplinen durch die Frage nach einer der reflexiven Moderne angemessenen Gestaltung christlichen Glaubens gegeben.

### b) *Unterdisciplinen*

Von dieser für meine Arbeit zentralen Fragestellung her erscheint mir zunehmend die klassische Einteilung der Praktischen Theologie wenig hilfreich, auch abgesehen vom Problem ihres pastoral-theologischen Fundaments. Es ist weiterführender, die Menschen in den Blick zu nehmen, und von deren Praxis her Forschungsgebiete und Lehrveranstaltungen zu bestimmen. Dies scheint bei der Kasualtheorie, einem gegenüber der herkömmlichen Disziplin-einteilung sperrigen Gegenstand, teilweise schon zu gelingen; auch religionspädagogische Studien, die die verschiedenen Lernorte unter Rückgriff auf ökosoziale Konzepte von Uri Bronfenbrenner<sup>25</sup> und seiner Nachfolger berücksichtigen, zielten in eine m. E. verheißungsvolle Richtung.

Die beiden gegenwärtig wichtigsten Versuche einer Gesamtschau der Praktischen Theologie von *Dietrich Rössler* und von *Gert Otto* sind zwar große Leistungen, aber noch zu wenig an der kirchlich relevanten Alltagspraxis von Menschen orientiert. Rössler weist zutreffend auf die Differenzierung des Christentums in der modernen Gesellschaft hin (ohne jedoch die in Ostdeutschland dominante Form des Atheismus zu berücksichtigen), bleibt in der Ausführung jedoch letztlich (zu sehr) dem pastoraltheologischen Paradigma verpflichtet. Otto löst die traditionellen Disziplinen durch die Erstellung von Perspektiven auf, die jeweils in den einzelnen Handlungsfeldern zu berücksichtigen sind und macht dabei auf wichtige, bisher zu wenig wahrgenommene Zusammenhänge aufmerksam. Allerdings ist sein allgemeiner Religionsbegriff ideologisch einseitig aufgeladen und wenig geeignet, methodisch reflek-

---

Zwischen „Führer“ ins Heilige und „intellektuellem Amt“, in: DtPfrBl 99, 1999, 10–13.

<sup>25</sup> Vgl. z.B. *Uri Bronfenbrenner*, *Ökologische Sozialisationsforschung*, hg. v. Kurt Lüscher, Stuttgart 1976.

tierte und im Gegenstandsfeld klar abgegrenzte Forschung zu initiieren. Eine umgreifende Systematik ist also für das Gesamtgebiet der Praktischen Theologie noch ein Desiderat. Sie wird ohne eingehende Berücksichtigung der Kommunikations- und Zeitstrukturen einer reflexiv modernen Gesellschaft nicht gelingen.

c) *Lehre*

Konkret in der akademischen Lehre werden mir interdisziplinäre Lehrveranstaltungen immer wichtiger. Grundsätzlich versuche ich jedes Semester, wenigstens ein solches Angebot zu initiieren. Damit will ich – neben der, wie hoffentlich gezeigt, sachlichen Notwendigkeit – die nach wie vor das Theologiestudium prägende historische Ausrichtung etwas korrigieren. Auch in den neueren Anläufen zu einer Reform des Theologiestudiums herrscht noch die Auffassung vor, dass zuerst historische und systematische „Stoffe“ angeeignet werden sollten, die dann am Schluss des Studiums in der Praktischen Theologie aufzunehmen seien. Es ist für mich erstaunlich, wie wenig dabei die Lebenswelt der jungen Menschen in den Blick genommen wird, die an den Theologischen Fakultäten studieren.